

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914.)

(Fortsetzung.)

Jeden Tag strahlten die beiden Kronleuchter auf, überwachte von der riesigen Keesdenz her der Haushofmeister das Servieren und Abservieren der Diener.

Jeden Mittag ließ sich die junge Marquise von St. Chamant von Seiner Exzellenz dem General von Rüssow die Hand küssen und zur Tafel führen, verlebte sie eine Stunde angeregter Unterhaltung im Kreise ihrer deutschen Gäste, versah sie die Pflichten einer Hausfrau.

Jeden Mittag war das so. Und oft auch sammelte sie abends die Herren um sich, gestattete ihnen die Zigarre oder Zigarette. Und es war nicht so sehr Vorsicht vor der französischen Marquise, als vielmehr ungeschriebenes Gesetz, daß in Gegenwart der Hausfrau keiner der Offiziere ein Wort vom Kriege und von Kriegsdingen sprach. Höchstens — daß hin und wieder einmal der General von Rüssow oder sein Stabschef mitten aus angeregtem Geklapper abgerufen wurden, wenn der Morseapparat arbeitete oder vom großen Hauptquartier telephonische Befehle und Anfragen kamen. Sonst aber herrschte auf St. Chamant eine Geselligkeit großen Stils. Und man hätte sich fast im tiefsten Frieden fühlen können, wäre nicht drüben von der Linie der Marne her ununterbrochen das monotone Knarren und Knattern und Dröhnen des Infanterie- und Geschützampfes herübergekommen.

Aber auch dieser drohende Unterton ward der jungen Marquise allgemach zur Gewohnheit. Sie hörte ihn kaum noch. Ja — wenn dies murrende Knarren aus der Ferne her mal eine Stunde schwieg, dann horchte sie auf; hochgeschreckt durch die ungewohnte tiefe Stille.

Aber inmitten all dieses Trubels, all dieser Pflichten weitgegriffener, großzügig gewährter Geselligkeit . . . fand sie doch stets ein paar Stunden am Tage, wo niemand sie stören durfte, wo sie am Bett ihrer Schwiegermutter, der alten Marquise de St. Chamant saß.

Und was die beiden Frauen da miteinander sprachen, wieviel Liebe und zärtliche Sorgfalt da gegeben, wieviel Liebe da entgegengenommen und erwidert wurde . . . nie hat es jemand gesehen oder gehört . . .

„Was sagen Sie doch dazu, Brünnow? Habe ich Ihnen Fabel versprochen?“

Der Rittmeister Brünnow nahm die Karten zusammen vor Seiner Exzellenz dem kommandierenden General.

„Tatsächlich — Exzellenz sind ein unheimlich sicherer Prophet. Ich hätte im Leben nicht für möglich gehalten,

daß wir mit einem einzigen Bataillon bayerischer Landwehr die Höhe 317 gegen die anstürmenden Lanfashire-Füsiliers halten würden. Ein ganzes englisches Eliteregiment gegen unsere paar hundert Mann. Aber wie gesagt — bayerische Landwehr! Und nicht allein der Sturm abgeschlagen, sondern noch obendrein nachgestoßen und das ganze Vor- gelände in sicheren Besitz genommen. Es ist kolossal, Exzellenz.“

Herr von Rüssow nickte.

„Wenn man bedenkt — keine jungen Kerls, die nichts zu verlieren haben, sondern alles Familienväter; Männer, die über die erste Jugend längst hinaus sind! Und gehen gegen das feindliche Feuer an, als ob sie überhaupt zu weiter nichts geboren wären, als englische Füsiliers in Grund und Boden zu stürmen! Sehen Sie, lieber Brünnow — und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte, diese Epifoden am Rhein-Marne-Kanal inmitten meiner süd-deutschen Truppen — die werde ich nie vergessen! Das sind hohe Feiertage des Lebens, die einem das Schicksal gönnt!“

Der Rittmeister Brünnow wollte gerade eine zustimmende Erwidderung geben, als es an der Tür klopfte. Eine Ordnonanz meldete, vom Schlosse drüben sei ein alter Diener mit einer Botschaft an Herrn Rittmeister Brünnow.

Der Schwere Reiter wendete sich an den Höchstkommmandierenden.

„Gestatten Exzellenz, daß ich mich einen Augenblick entferne?“

„Wer bitte; selbstverständlich, mein Lieber. Wer weiß, vielleicht handelt es sich um irgendeine wichtige Angelegenheit. In diesem Falle haben Sie sogar eine volle halbe Stunde Urlaub. Wolltensfalls weiß ich ja jederzeit Sie in wenigen Minuten wieder zu erreichen.“

Der Rittmeister schlug die Karten zusammen, verließ das Zimmer.

Draußen auf dem Flur stand der alte Frederic.

„Nun — worum handelt es sich?“

„Frau Marquise läßt Herrn Rittmeister doch bitten, wenn möglich sofort einmal herüberzukommen, es handelt sich um eine wichtige Angelegenheit.“

„Schön; ich komme sofort.“

Und fünf Minuten später beugte sich der Rittmeister Brünnow über die Hand der jungen Marquise de St. Chamant.

„Seien Sie vielmals bedankt, Herr Rittmeister, und verzeihen Sie, wenn ich Sie etwa in dienstlichen Obliegenheiten störte.“

„Keineswegs, gnädigste Marquise.“

„Sie haben also ein paar Minuten Zeit für mich?“

„Exzellenz hat mir eine volle halbe Stunde Urlaub gegeben, die gnädigster Marquise selbstverständlich zur Verfügung steht.“

Ein Lächeln übertraun ihr schönes Gesicht.

„Das ist ausgezeichnet, Herr Rittmeister, dann schlage ich Ihnen eine kleine Promenade im Park vor. Wir können dabei die Angelegenheit in aller Ruhe besprechen.“

Draußen im Park war es wundervoll kühl. Die uralten Kastanien und Buchen rankten ihre Zweige zu einem dichten grünen Dach ineinander, das nur wenige Sonnenstrahlen durchließ.

Jutta bog in einen Seitenweg ab, der zu einer kleinen Anhöhe führte, von der man einen wundervollen Blick weit ins Land hinaus hatte. Auf einer steinernen Bank ließ sie sich dort nieder, machte eine einladende Handbewegung für ihren Begleiter, neben ihr Platz zu nehmen; doch der Rittmeister blieb stehen.

Aus ihrer Handtasche nahm sie einen Brief.

„Herr Rittmeister — man hat aus Rücksicht auf meine Person mir das Entgegenkommen bewiesen, daß an mich eintreffende Briefe nicht vorher geöffnet und geprüft werden,“ sagte sie einleitend.

„Befehl von Seiner Exzellenz, gnädigste Marquise. Und Seine Exzellenz hatte umweniger Bedenken, gnädigster Marquise diese Vergünstigung zu gewähren, als wir alle uns durch die hochherzige Gastfreundschaft in tiefer Schuld fühlen.“

Die schöne junge Frau nickte ihm dankend zu. Bog aus dem Umschlag einen zusammengefalteten Bogen, reichte ihn dem Bahrer.

„Wollen Sie die Freundlichkeit haben, diesen Brief zu lesen, Herr Rittmeister.“

Er jedoch streckte nicht die Hand nach dem Schreiben aus, schüttelte vielmehr den Kopf.

„Gnädigste Marquise — es widerspricht meinen Prinzipien, in einen Brief Einsicht zu nehmen, der nicht für mich bestimmt ist.“

„Aber wenn ich Sie doch ausdrücklich darum bitte!“

„Tropdem! Vielleicht haben gnädigste Marquise die Liebenswürdigkeit, mich mündlich von dem Inhalt in Kenntnis zu setzen.“

Die junge Witwe musterte den vor ihr Stehenden eine Sekunde forschend und mit einem ihr selbst unerklärlichen Interesse. Dann schob sie das Schreiben wieder in den Umschlag zurück.

„Wie Sie wünschen. Selbstverständlich. Also in drei Worten gesprochen — Sie erinnern sich meines Vettters, der den ersten Abend Ihrer Einquartierung an der Tafel teilnahm, jedoch am nächsten Tage St. Chamant verließ, um nach Paris zurückzukehren. Er ist ein direkter Vetter meines verstorbenen Vatten. Ich kenne ihn seit fünf Jahren und achte ihn als einen Menschen von ungewöhnlichen Anlagen. Daß er jedoch viel Herz hat, das erseh ich erst aus diesem Brief, zu dem er sich veranlaßt fühlt, um einem fremden Menschen zu helfen.“

„Es handelt sich um ein junges Mädchen, eine Elässerin, die durch den Krieg Witwe geworden ist und die er irgendwo in Paris kennen lernte. Vielleicht auch wandte sie sich direkt an ihn um Hilfe und Beistand. Nach seiner Schilderung wäre das junge Mädchen einer solchen Anteilnahme würdig. Und da er als Junggeselle selbstverständlich nicht die Möglichkeit besitzt, ihr in ehrenhafter Weise irgendeine Existenz oder Unterkunft zu bieten, so fragt er bei mir an, ob ich nicht geneigt wäre, dies junge Mädchen — ihr Name lautet Marguerite Barrel — auf St. Chamant auf die Dauer des Krieges aufzunehmen.“

Der Rittmeister Brännow hatte aufmerksam zugehört.

„Ich habe vollkommen begriffen, gnädigste Marquise.“

Sie zögerte einen Moment, ehe sie fortfuhr:

„Im Prinzip hege ich stets eine gewisse Abneigung dagegen, Herr Rittmeister, Leuten, die ich nicht persönlich ganz genau kenne, in meinem Hause Unterkunft zu gewähren. Doch berechtigt mich vielleicht dieser Spezialfall, meine sonstigen Bedenken beiseite zu stellen. Ich habe daher überlegt, welche Art von Beschäftigung diese Marguerite Barrel übernehmen könnte und bin darauf verfallen, ihr — sofern ich dem Wunsch meines Vettters entspreche — die Stellung einer zweiten Kammerzofe bei mir zu überlassen.“

„Sehr wohl, gnädigste Marquise.“

„Nun habe ich Sie deshalb um diese Unterredung gebeten, Herr Rittmeister, weil ich nicht genau informiert bin, unter welchen Gesetzen wir in St. Chamant augenblicklich leben und ob ich ohne weiteres berechtigt bin, eine bisher nicht zu uns gehörende dritte Person bei mir auf-

zunehmen. Haben Sie also die Liebenswürdigkeit, mich dahingehend aufzuklären.“

Der Rittmeister Brännow hatte stumm zugehört. Jetzt glitt über sein männlich schönes Gesicht eine leise Röte.

„Gnädigste Marquise sprechen von Sondergesetzen, denen Sie augenblicklich unterstehen. Dazu möchte ich bemerken, daß wir deutschen Offiziere vom ersten Tage an bemüht gewesen sind, jedes derartige Sondergesetz — soweit es sich um die Person gnädigster Marquise handelt — entweder völlig auszuschalten oder in schonendster Weise anzuwenden. Ich persönlich sehe also kein Bedenken, daß der Aufnahme dieser Marguerite Barrel auf St. Chamant entgegenstehen könnte und bin auch überzeugt, daß Seine Exzellenz in diesem Punkt mit meiner Ansicht harmoniert.“

Die schöne junge Frau hatte sich erhoben, war dem vor ihr Stehenden einen Schritt näher getreten.

„Dann danke ich Ihnen also dafür, Herr Rittmeister. Und möchte gleichzeitig Gelegenheit nehmen, diesen Dank noch zu erweitern.“

„Was Sie eben erwähnten, hat sich nicht nur mir, sondern allen Bewohnern von St. Chamant als Erkenntnis von der ersten Stunde Ihrer Einquartierung aufgedrängt. Sie wissen, Herr Rittmeister, ich lebe seit fünf Jahren in Frankreich, lese französische Zeitungen, atme französische Luft, stehe unter dem unmittelbaren Einfluß einer rein französischen Umgebung. Wenn Sie noch dazu rechnen, daß ich nach Deutschland hinüber durch den Tod meiner Eltern keinerlei enge verwandtschaftliche Beziehungen mehr habe . . . so wird Sie das Geständnis nicht wundernehmen, daß ich mich bis zum Ausbruch dieses Krieges innerlich schon fast als Französin fühlte. Ich glaube, eine Frau ist in nationalen Fragen ja stets indolenter als ein Mann. Was ich um mich sah, was ich hörte und was mir begegnete in diesen fünf Jahren — das war die bestrickende Ritterlichkeit dieses Landes und der schrankenlose Respekt vor der Frau; und dieser Respekt wurde nicht einmal dadurch getrübt, daß ich doch eigentlich eine Deutsche von Geburt war: Sehen Sie, Herr Rittmeister — so haben die letzten fünf Jahre meines Lebens mich eigentlich sehr wenig an mein ursprüngliches Vaterland denken lassen; Tausenden von deutschen Frauen ging und geht es genau wie mir.“

„Und dann kam dieser unglückselige durch nichts gerechtfertigte Krieg. Dann war es plötzlich, als wäre der Begriff der französischen Kultur und Ritterlichkeit nur eine Färcce gewesen. Dann geschah es vor meinen sehenden und entsetzten Augen, daß diese Kultur wie spröder Laub von dem Gewissen eines ganzen großen Volkes absprang. Ich selbst habe darunter nicht zu leiden gehabt; aber ich habe die französischen Zeitungen seit Beginn des Krieges mit einem gewissen selbstqualerischen Interesse verfolgt und habe eine solche erdrückende Wucht von Beschäftigung und Nebanchelust und Verlogenheit gegen alles deutsche Wesen erkannt, daß in mir seitdem eine Wandlung vorgegangen ist. Innerlich natürlich nur, aber desto vollständiger. Alles in mir empört sich gegen diese Art von Lügenpolitik gegen das deutsche Volk. Und wenn Sie jetzt vielleicht auch darüber lächeln, Herr Rittmeister — vor Ihnen sehenden und doch nichts ahnender Augen ist eine große Wandlung in mir vorgegangen. Ich fühle mich wieder als Deutsche; ich habe mein Vaterland wiedergefunden. Und läge nicht da oben in ihrem Krankbett die alte Frau, der mein Herz gehört, weil sie die Mutter meines verstorbenen Vatten ist — ich gebe Ihnen mein Wort, Schloß St. Chamant wäre verwaist und ich wieder in Deutschland. So aber darf ich meinen Posten nicht lassen; so muß ich ausharren und muß mit Rücksicht auf meine Schwiegermutter vor meinen Leuten und der Welt auch weiterhin die Rolle der französischen Renegatin spielen.“

„Ihnen aber, Herr Rittmeister, der Sie mir als erster deutscher Offizier seit Beginn dieses Krieges und überhaupt seit langen Jahren wieder begegneten — Ihnen fühle ich mich zu diesem Geständnis moralisch verpflichtet.“

Ganz ruhig, ganz kühl, wie es ihre Art war, hatte sie begonnen zu sprechen. Bis sie allgemein erregter wurde, bis ihr zuletzt die Worte förmlich über die Lippen hasteten. Als müsse sie sich vor unerträglichem Druck befreien; als sei es eine Erlösung, eine Befundung, eine Pflicht vor sich selbst.

So sprach sie, so klangen ihre Worte, so empfand sie auch der Rittmeister Brännow.

Und stand vor ihr auf der kleinen Anhöhe, von der man weit ins Land hinaus einen wundervollen Blick hatte.

Stand dicht vor ihr und spürte den leise seltsam aufpeitschenden Duft ihres Haars, den spielender Flachlandwind ihm zuwehte. Und sah in das schöne erregte Frauen Gesicht. Und griff nach ihrer Hand und beugte sich tief darüber. Und murmelte:

„Gnädigste Marquise sorgen dafür, daß wir aus diesem Kriege auch noch andere Erinnerungen mit heimbringen, als nur die Bilder des Grauens und Todes. Diesen Tag will ich nie vergessen — nie werd' ich ihn mehr vergessen!“

(Fortsetzung folgt.)

Charlotte.

Novelle von Ludwig Beil, Hamburg.

(Nachdruck verboten.)

Wer nicht in dem Dorfe geboren war oder sonstwie dorthin gehörte, der konnte sich nicht denken, daß die einsame, von alten Wäldern umgeben, von der Landstraße her verbotene Villa bewohnt sei. Nur daß die großen, breitbogigen Fenster stets blank waren und morgens gegen neun Uhr ein dünner Rauchstreifen aus dem Schornstein gen Himmel züngelte, ließ Menschen hinter den Mauern vermuten.

Welle Blätter, durch viele Jahre angehäuft, lagen auf den gerästelten Parkwegen und verstärkten den melancholischen Eindruck der Stätte. Man sah im Herbst zwei Frauen durch den kleinen, verwilderten Obstgarten gehen, der hinter dem Park seitwärts der Villa lag. Es war die greise Witwe des Hauptmanns Herbert von Braundorff, der seinerzeit als Anführer einer Schutztruppen-Abteilung in Deutsch-Südwestafrika verschollen geblieben war, mit ihrer Tochter, einem blassen, ungewöhnlich großen und schlanken Fräulein.

Es schien, die beiden hätten sich nichts mehr zu sagen; stumm ernteten sie, an demselben Baum stehend, das wenige in ihre kleinen Korbchen, was hier zu ernten war: überreife große Gladenbirnen, Aprikosen, deren zarte, gelbrote Samtfarbe seltsam bestäubt aussah, als hingen die Früchte schon jahrelang an den Ästen. Sie schauten sich nach nichts anderem um und blickten noch nicht einmal auf die Straße. Waren ihre Körbe voll, rauchten ihre Röhre langsam und gemessen durch den Blätterstrom in das Haus zurück, die Mutter vor der Tochter, wie sie gekommen waren.

Der Winter brach herein mit wirbelndem Weiß und frühlichem Frostwetter hinterdrein. Da hielt ein Schlitten vor dem Tor, ein blutjunger Leutnant stieg aus und machte die ersten Fußstapfen in den unberührten Schnee. Die und da knarrte einer der alten Parkbäume, und eine leichte Schneelast fiel lautlos, von Ast zu Ast zerstäubend, zur Erde.

Er klingelte mehrmals, ehe ihm geöffnet wurde.

Im Händchen sprang flüchtig an ihm vorbei in die Schneelust hinaus, wurde aber sofort zurückgerufen.

Am Abend sahen neugierige Nachbarn und Vorübergehende, daß das ganze Haus erleuchtet war. Man hörte eine kräftige, wohlklingende Männerstimme ein Lied von Schubert jüngen, ein Klavier von eigentümlich altem, süßigem Klange, wohl ein Spinet, begleitete sie. Gegen Mitternacht erloschen alle Fenster, und am Morgen fuhr der Gast, nachdem er im Schlitten herzlich und höflich Abschied von den beiden Frauen genommen hatte, durch das Tor zurück.

Charlotte streifte von einem kalten Fedennästchen Schnee in ihre Hand und ließ ihn träumerisch zu Boden rieseln. „Mutter, sieh, er schmilzt gar nicht in meinen Fingern,“ rief sie ihr nach. Frau von Braundorff stand schon auf der obersten Stufe der marmornen Portreppe; ihre Stimme war dunkel und glitt dennoch klar, ohne Widerhall, durch den Park: „Ja, aber komm, wir sollten uns nicht so lange draußen aufhalten.“

Vergingen denn nicht stets die Wintertage den Frauen so, als drehe jemand vor ihnen eine Sanduhr um, und sie saßen stumm und gefühllos davor und warteten, bis sie abließ, und gingen schlafen und warteten wieder, daß die Sanduhr sich abermals drehe? Ihr Leben war eine Kreislinie in einem leeren Feld. Sie standen im Mittelpunkt, und wohin sie sahen, erblickten sie den bedeutungslosen Kreis und ein kaltes, nacktes Feld, freudlos wie sie und ohne Schönheit. Was taten die Wälder im Park? Sie standen da und starben jedes Jahr, weil sie des Grünens müde wurden!!!

Charlotte hatte sich in ihr Zimmer begeben. Sie weinte.

Frau von Braundorff war eine jener egoistischen Weibsnaturen, die innerlich wohl stark genug sind, ein Unglück schließlich zu überwinden, und die dennoch zu feige sind, es allein zu tragen; die zu herbe geworden sind, um ihre Umgebung glücklicher sehen zu können als sich selbst — eine Art von Neid, der sie immerhin vor allzugroßer Selbstverbitterung zu schützen vermag, aber von Außenstehenden leicht als Grausamkeit ohne psychische Ursache empfunden wird. Ihre Tochter wußte, woran sie litt, wußte auch, warum sie,

solange die Mutter lebte, nie einem Manne angehören durfte. So blieben beide Dienerinnen eines Verschollenen, eines Toten! die eine hartnäckig, die andere trostlos und schweigend.

Auch der kommende Frühling brachte, wie alle vorhergegangenen, keine Erlösung dem alternden Mädchen. Der Jubel der Herzen, den er brachte in blühender Wiederkehr, war für sie nicht mehr. Als die Tage wärmer wurden, nahm sie ein Buch und las es draußen in der Hängematte statt in dem hohen, altmodischen und dunklen Bibliothekszimmer. Es nahm sie selbst nicht mehr wunder, daß ihre oft in der heitersten Letztüre ein milder Gedanke an den Tod kam, daß es sie mit geradezu schmerzhafter Wärme erfüllte, so zu träumen, und ihre vereinsamter Geist immer mehr einer fast mystischen Dästerkeit zuneigte.

Das Korn reifte langsam in der Sommerhitze. Und als es reif geworden war, ging wie ein Donnerschlag die Kriegskunde durch Deutschland.

Die Augen der Frau von Braundorff wurden leuchtend, sie redete viel von nun an, und seit Jahren zum erstenmal trat sie ans Parktor und sah die Dorfstraße entlang. Da hingen Fahnen und Girlanden, da sang es auf und ab, und nur die Mütter von erwachsenen Söhnen sahen bekümmert drein.

Die alte Frau ging erregt ins Haus zurück und ordnete an, draußen auf jedem Torpfeiler müßten Standarten sein, lange, die fast bis auf die Erde schleiften.

Charlotte stieg bis unter das heiße Dach und blickte durch eine schmale Luke in die Bäume hinauf, die leise im Sommerwinde schwannten. Die Dorfstraße schien eine Allee von gebähten Fahnenstüchern und schaukelnden Kränzen. Gehörnischte Lieder, hell gesungen und gern gehört, trug der warme Wind herauf. Charlotte fühlte sich plötzlich allem eigenen entrisen: was sie war, war sie nicht mehr. Eine Welle war über sie gegangen, alles bittere Einsamkeitsgefühl der letzten Tage war verschwunden, und ein betäubendes, unennbar süßes Bangen quoll ihr zum Herzen, so daß sie hinuntereilte und die Mutter stürmisch in die Arme schloß.

Aber schon am anderen Tage wurden die Augen der Frau härter als sie vordem waren. Charlotte jedoch war fröhlich bei jedem Sieg, ja sie sang an solchen Tagen im Haus umher und machte sich viel zu schaffen. Feldpostbriefe kamen aus allen Stimmungen, und nach einem griff Charlotte hastig: Leutnant von Müller gedachte darin kurz der genossenen Gastfreundschaft, machte lustige Randbemerkungen zum Leben in den Schützengräben und schloß den durchaus in gesellschaftlich-jovialen Ton gehaltenen Brief mit freundlichsten Grüßen. Sie antwortete in ihrer schweren, fast männlich gehaltvollen Handschrift ebenso höflich und mit etwas geziertem „Damenhumor“, den sie ja gern gestrichen hätte, wäre ihr etwas Besseres eingefallen. Als sie den Briefumschlag schloß, errötete sie und trug den Brief heimlich selbst zur Post, trotzdem er nichts enthielt, was ihre Mutter nicht hätte lesen dürfen.

Noch ehe sie wissen konnte, ob überhaupt etwas im Herzen des anderen bestand, woran sie hätte hoffen können, gab sie sich in stiller Blässlichkeit einem unheimlichen Glauben an eine späte Erfüllung ihrer Liebe hin. Dem nicht mehr jungen Mädchen genügte die teils mütterliche einfache, teils schamhaft drängende Illusion. Sie dachte kaum an Gegenliebe, die war ihr selbstverständlich. Sie liebte, liebte wie eine Mutter, die ihren Sohn noch verhätscheln kann, der ihr vielleicht völlig entfremdet ist. Man hatte das Weibstum in ihr zurückgedrängt, nun brach alles hervor, was sie noch besaß. Sie sah den Geliebten, entflammt, weil sie ihn in die Flamme der eigenen Liebe hält, in Flammen an ihn dachte, Trotzdem sie sich unendlich genesen und herzenglückselig fühlte, vermochte sie nicht zu erkennen, daß sich der junge Leutnant überhaupt keiner Leidenschaft von ihrer Seite bewußt war. So laute sie an einer Brücke, die bis zur Mitte des Stromes ging, doch nie das andere Ufer fand.

Eines Morgens — der Frühling hatte begonnen und Charlotte schlüfte im Park die ersten Anemonen — blieb sie plötzlich aufrecht stehen und lauschte. Rief jemand? — Mit pochendem Herzen lief sie ins Haus. Frau von Braundorff stand im Esszimmer, unbeweglich und mit eisig beherrschten Zügen. Sie hielt mit drei Fingern einen Brief auf der Tischplatte fest, und als Charlotte eintrat, löste sie die Hand davon und blickte, um die Erregung zu verbergen, hinaus in die steilen dunklen Stämme der Wälder, die in der frostigen Frühlingsluft so nackt und schwarz Erde und Himmel in Streifen schnitten.

Charlotte erkannte von der Tür aus ihre eigene Handschrift. Gestammelte Worte sprangen aus dem Papier: „— — Entzögerer — — gelobten — —!“

Der Brief fiel zur Erde und knisterte ein Stück am Boden hin.

„Hauptmann ist er noch geworden,“ sagte die Greisin dumpf und hob ihn auf.

Charlotte fühlte, wie eine Wucht von der Decke sank, die sie nicht mehr zu tragen vermochte. Aus ihrer Hand lösten sich die Anemonen, das Zimmer ward ihr gespenstisch leer — die Uhr hatte ein wildes Gesicht und ihr Pendel ging hin und her wie die gelbe, metallene Zunge eines höhnischen, gräßlichen Wesens — die Wände kamen auf sie zu — da schrie sie auf und brach in sich zusammen.

Vermischtes.

* Der Besen des Admirals Jellicoe. Dem Befehlshaber der englischen Seestreitkräfte in der Seeschlacht von Jütland begegnete vor etwa einem halben Jahre eine merkwürdige Sache, die durch seine Niederlage bei Pomorie tragi-komische Bedeutung gewinnt. Gegen Weihnachten wurden ihm aus besonderem Anlaß allerhand Ehrungen erwiesen, darunter auch aus Südafrika, wo man in europäischer Geschichte nicht eben lakisch zu sein pflegt. Die treuen Südafrikaner hatten Sir John Jellicoe, um ihn ganz besonders zu erfreuen, einen Besen gesandt, den sie auf einem Schiffe „Inferible“ in der Nähe der Treppe zu den Admiralsräumen besetzten ließen, worüber er sich sehr erfreut zeigte. Der Besen sollte an einen alten Spott erinnern, den ein Seewolf dem anderen in den Kämpfen des 17. Jahrhunderts angetan hatte: ein Admiral des einen Volkes fuhr mit einem Besen am Mast durch den Kanal, um dem Admiral und den Schiffsbesatzungen des anderen höhnisch zu zeigen: so rein von ihnen wolle er den Kanal segeln. Das Pech der guten Südafrikaner war nur das, daß jener Admiral, der mit dem Besen am Mast nach einer siegreichen Seeschlacht durch den Kanal fuhr, keineswegs Engländer gewesen war. Vielmehr war es der Holländer Tromp. Es geschah in den Kämpfen der Niederlande und Englands im Jahre 1652, in denen es Tromp gelang, die Engländer unter Blake am 10. Dezember 1652 bei den Downs zu schlagen. Um den Spott zurückzugeben, besetzte der englische Admiral Blake auf dem Hauptmast seines Admiralschiffes eine Peitsche. In der Tat eignet sie sich für England besonders gut, da sie auf den englischen Sklavenschiffen, auf den britischen Sklavensplantagen und in der See und Flotte Englands eine übergroße Rolle gespielt hat. Noch heute werden bekanntlich die englischen Matrosen von ihren Vorgesetzten verprügelt, und im Oberhaus konnte diese Gewohnheit noch vor wenigen Wochen von dem Admiral Vereford mit Begeisterung verteidigt werden. Sir John Jellicoe aber wird heute an den Besen, den ihm die Südafrikaner, nichtahnend von seiner wirklichen Bedeutung, senden ließen, mit gemischten Gefühlen zurückdenken.

* Barbarenkost. Es war September 1914, als Väterchens Kulturbringer vorübergehend Justerburg besetzt hatten. Einer von Kennenlampts Soldaten gönnte eines Abends einer dortigen Bierhalle die Ehre seines Besuches. Er verlangt ein großes Glas Bier, das ihm auch gebracht wird. Es scheint gut zu schmecken, nur mit dem Bierunterfaß weiß er nichts anzufangen. (In Rußland erhalten die Gäste zum Glase Bier eine Scheibe Brot.) Nachdenklich betrachtet er den Bierunterfaß längere Zeit von allen Seiten, bis er ihn plötzlich entschlossen in mehrere Teile zerbricht und zum Erstaunen aller Anwesenden anfängt, diese Stücke der Reihe nach aufzuessen, was ihm unter vielem Würgen und Trinken auch gelingt. Bald darauf bestellt er ein zweites Glas Bier, macht dem Keller aber mit Zuhilfenahme vieler russischer Worte begreiflich, daß er dieses ohne Beilage wünsche, denn das deutsche Brot schmecke abscheulich! Infanterist Dugo Bieker (Zeltung der 10. Armee).

Büchertisch.

— Expressionismus von Hermann Vahr. Mit 19 Tafeln gebietet M. 3.—, in Halbpergamament M. 4.50. Vorzugsausgabe (Nr. 1—60) auf Wäntzen in Ganzpergamament M. 16.—. Umschlagzeichnung von Prof. D. F. Schme. 170 Seiten. Delphin-Verlag, München, Bischofstr. 25. Alle Geschichte der Malerei ist immer Geschichte des Sehens. Die Technik verändert sich erst, wenn sich das Sehen verändert hat. Sie verändert sich, um den Veränderungen des Sehens nachzukommen. Das Sehen aber verändert sich mit der Beziehung des Menschen zur Welt. Wie der Mensch zur Welt steht, so sieht er sie. Alle Geschichte der Malerei ist deshalb auch Geschichte der Philosophie, besonders der ungeschriebenen. — Niemals war eine Zeit von solchem Entsehen geschüttelt, von solchem Todesgrauen. Niemals war die Welt so grabestimm. Niemals war der Mensch so klein. Niemals war ihm so bang. Niemals war Freude so fern und Freiheit so tot. Da schreit die Not jetzt auf. Der Mensch schreit nach seiner Seele, die ganze Zeit wird ein einziger Notschrei. Auch die Kunst schreit mit, in die tiefe Finsternis hinein, sie schreit um Hilfe, sie schreit nach dem Geist: Das ist der Expressionismus. . . . Der Expressionismus ist noch nichts als eine Gebärde. Aus den einzelnen Expressionisten kommt es auch dabei garnicht an, noch weniger gar auf irgend ein einzelnes Werk. . . . Uns soll die Kunst nicht bloß das Leben „verschönern“ und das „Däbliche verbergen und unbedeuten“, sondern Kunst muß selber Leben bringen, Leben schaffen aus sich selbst, Leben als des Menschen ureigenste Tat tun. „Die Malerei“ sagt Goethe „stellt auf, was der Mensch sehen möchte und sollte, nicht was er gewöhnlich sieht.“ Wenn man schon durchaus ein Programm des Expressionismus will, dies ist es.“ Diese wenigen Sätze gewähren einen Einblick in den Geist dieses Buches vom Expressionismus, das einmal die modernste Kunst, ihre Problematik und ihr Wesen anspruchlos und populär darstellt. Auch eine breitere Öffentlichkeit hat das Recht, ja die Pflicht, sich mit der Entwicklung der neuesten und jüngsten Kunst auseinanderzusetzen. Hier ist ein Weg zu diesem Ziel. Daß dieser Weg nicht

die Landstraße wurde, dafür sorgte Vahrs buntes Temperament. Ja, wie Hermann Vahr in diese ihm ursprünglich so ferne Welt sich einzufühlen und sie mit seiner persönlichen Wärme und Liebendwürdigkeit zu erfüllen vermag, das wird mit großem Genuß wahrgenommen. Auf 19 Bildtafeln, die in Tiefdruck hergestellt sind, werden typische Beispiele aus der allerneuesten, aber auch aus der erotischen, ägyptischen und romantisch-gotischen Kunst vorgeführt.

— Wiking-Bücher. Bd. 20: Olga Wohlbrück, Des Ratsherrn Leinius Tochter. (Verlag der Wiking-Bücher, Leipzig.) In Leinen 1 Mk. — Es ist eine Geschichte noch aus den Urgroßmuttertagen — aus der Zeit der Poschajen und Muschelntleider, der Vatermörder und der Romantik. Sie ist mir von meiner Großmutter erzählt worden, und ich habe lange geglaubt, sie sei ihr selbst passiert, oder noch eher ihrer Mutter, dem resoluten Ratsherrntöchterlein aus dem Badischen“. Mit diesen Worten führt uns Olga Wohlbrück in „Des Ratsherrn Leinius Tochter“ weit fort von dem Schlachtgefimmel unserer Zeit, in jene ferneren Tage, da ein Wort, ein Ausruß, ein Gedanke — Schauer über die Haut jagte, weil die Empfindsamkeit weder durch graue Geschehnisse, noch durch zerschende Betrachtungen abgestumpft war. — Bd. 21: Robert Fuchs-Liska, Des Mitleids Liebe. Mit Sorgfalt nimmt der Verleger sich der Kämpfe um Sein oder Nichtsein einer verlassenen jungen Frau an. Warmherzig begründet er ihrer Seele Not und ihres Leidens Schmerzen, als sie, in verschämter Armut ihren eigentlichen Stand verleugnend, eines edlen Reiches Derg gewonnen, durch die anfänglich harmlose, notdiktirte Lüge ihr Glück zertrümmert sieht. Wie sich der daraus entstehende Konflikt, verschärft durch Intriquen, zum scheinbar nimmer zu lösenden Knoten schürzt, wie ein schwankamer Charakter zum Kampfs ums Glück die Kraft gewinnt und es sich zurückeroberet, wird spannungsvoll in gutgewählter Form erzählt.

— Die Bundesratsverordnung über die Bewilligung von Zahlungsfrist an Kriegsteilnehmer vom 8. Juni 1916 nebst den Verordnungen über die gerichtliche Bewilligung von Zahlungsfristen und über die Folgen der nicht rechtzeitigen Zahlung einer Geldforderung. Mit gemeinverständlichen Erläuterungen. Verlag von Franz Vahlen in Berlin W 9, Vinfstr. 16. Preis 30 Pf.

Gießener Hausfrauen-Verein.

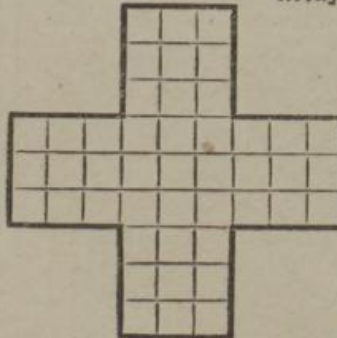
Wochen-Küchenzettel.

- Sonntag: Bilsuppe*, Schweinefleisch, Blumenkohl, Kartoffelkoden, gesüßerte Johannisbeeren.
- Montag: Grüne Erbsensuppe, Gemüse von Biffertlingen**, Salzkartoffeln.
- Dienstag: Kartoffelsuppe, Rindeln, gebackte Heidelbeeren.
- Mittwoch: Rindelsuppe, Rostfleisch, grüne Kräuterturke, Salzkartoffeln.
- Donnerstag: Grüne Bohnensuppe, Kartoffelbällchen, Nopfsalat.
- Freitag: Rhabarbersuppe, gebackter Schellfisch, Mettichtunke mit Kartoffeln.
- Samstag: Buttermilchsuppe, Bohnenbratlinge, Kartoffelsalat mit Gurkensalat gemischt.

* Bilsuppe: Pilze müssen möglichst frisch verbraucht werden, alle mädigen Teile werden entfernt, die Pilze klein geschnitten, in Fett gedämpft, etwas Mehl darüber gestreut, aufgefällt, gesalzen und mit Petersilie gewürzt.

** Gemüse von Biffertlingen: Diefelben werden wie oben bemerkt vorbereitet, sehr oft gewaschen und unzerhackt in Butter gar gedämpft, mit wenig Rahm oder Milch und Petersilie fertig gemacht.

Kreuzrätsel.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben
 a a b b c c o o e e f f h h h h
 h h i i k k k k l l l l n n o o p
 r r s s t t u u y y
 derart einzutragen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautend folgenden ergeben:

1. Duftende Zierpflanze.
2. Eine Krankheit.
3. Heilige Pflanzung.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Silbenrätsels in voriger Nummer:
 Johannisbad — Ulms — Lavater — Haschar — Urania — Soran
 — Wittib — Orang-Utang — Literatur — Fata Morgana —
 Fallstaff;
 Julius Wolff, Der Raubgraf.